

WLADIMIR
KAMINER

Ausgerechnet Deutschland

Geschichten unserer
neuen Nachbarn



GOLDMANN

Lesen erleben

WLADIMIR
KAMINER

Ausgerechnet Deutschland

Geschichten unserer
neuen Nachbarn

GOLDMANN

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Originalausgabe April 2018

Copyright © 2018 by Wladimir Kaminer

Copyright © dieser Ausgabe 2018

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: FinePic®, München

AB · Herstellung: kw

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48701-1

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Ein albanischer Witz über Zigeuner, in einem Flüchtlingsheim von einem tschetschenischen Flüchtling einem Flüchtling aus dem Irak erzählt:

Ein Zigeuner stirbt und wird von Gott auf die Waage gestellt, die Gut gegen Schlecht abwägt.

»Du hast nichts richtig Schlimmes getan«, sagt Gott, »aber auch nichts besonders Gutes. Du hast die Wahl: Willst du in die Hölle oder ins Paradies?«

»Gibt es hier kein Deutschland?«, fragt der Zigeuner enttäuscht zurück.

Inhalt

Europas besserer Teil	9
Sprachkompetenz	26
Syrer packen aus	30
Vegetarier an der Bushaltestelle	37
Das syreralistische Komitee zur Rettung der Welt	45
Hölderlin und Hoffmann	52
Das Leben ist Bewegung	59
Die Ewigkeit hat uns immer im Blick	63
Rhabarber-Syrer	69
LaGeSo	77
Halle 36	82
Deutscher Pavillon	85
Woran denken die Syrer?	89
Syrer im Schnee	95
Drei Könige ohne Begleitung	101
Die Milchbauernintegration	109
Müllers Ruh	116
Syrer in der Traumfabrik	121

Der Integrationslehrer	132
Gott muss ein Zuckerbäcker sein	138
Ein Haus am See	143
Projektwoche Flüchtlingshilfe	150
Schöne Frau, alles gut	156
Was lesen die Syrer?	162
Verfehltes Paradies	168
Syrisches	175
Der Tunnel im Garten	182
Allgäu, die Himmelspforte	189
Die Gender-Theorie und ihre Präsenz im Alltag	195
Der orientalische Friseur	206
Die Cottbuser Zukunft	210
Durchfall und Husten	216
Zahntechnikeremigration	219
Haben wir es geschafft?	225
Epilog	235

Europas besserer Teil

Am Anfang war das Wort, vielleicht zwei. Europa nimmt Flüchtlinge auf, aber nur von dort, wo Krieg herrscht, und auch nicht ganz Europa, sondern nur Europas besserer Teil. Aber wo war der bessere Teil? Man konnte eigentlich nur vor Ort herausfinden, wie er hieß und wo er sich befand. Die Europäer selbst würden es sicher nicht erzählen, sie würden ihr bestes Stück nicht verraten, sie waren ja nicht dumm. Dann kriegen wir es halt selbst heraus, dachten die Völker der Welt und machten sich auf die Suche.

Nach einer gefährlichen und abenteuerlichen Reise landeten die Völker der Welt in der Eingangshalle des Wiener Westbahnhofs. Dort in der Schlange zum Infopoint habe ich sie zum ersten Mal getroffen und kennengelernt. Um 9.00 Uhr früh machte am Bahnhof der Flüchtlingshilfe-Infopoint auf, und mein alter persischer Freund Ali, der die Sprachen der meisten Völker der Welt kann, gab unermüdlich Auskunft. Zwischen-durch schimpfte er furchtbar über die Ankömmlinge.

Nach seiner Theorie bestanden alle Völker der Welt aus lauten, ungebildeten und ahnungslosen Idioten. Das schien mir jedoch ziemlich unwahrscheinlich.

»Können so viele Menschen irren?«, fragte ich Ali.

»Ja und wie!«, schimpfte er. »Weißt du, was sie mich alle als Erstes fragen? ›Was ist das beste Land in Europa? Und wo kriegt man den Zug dorthin?‹ Wir haben hier am Bahnhof für alle Essen und Unterkünfte besorgt, außer für die neuen, die gerade ankommen. Aber die meisten wollen den Bahnhof gar nicht verlassen, sie haben Angst, den Zug in ein besseres Europa zu verpassen. Sie leben im Bahnhof, schauen auf die Tafeln, laufen zum Infopoint und fragen mich gehetzt ›Was ist Hamburg?‹, ›Was ist Bremen?«

Jeden Tag holt die Flüchtlingshilfe Minderjährige ohne Begleitung aus den Zügen. Neulich war es ein zwölfjähriger Afghane, der hartnäckig darauf bestand, dass er nach Finnland weiterreisen wolle. Als er erfuhr, dass es in Finnland noch kälter war als in Wien, wollte er es nicht glauben. Er hatte von Finnland ein völlig falsches Bild. Nach einem halbstündigen Gespräch mit dem jungen Finnlandfan haben die Helfer herausgefunden, wohin der Afghane in Wahrheit wollte: Sein gelobtes Land hieß eigentlich *Angry Birds*, die Heimat der zornigen Vögel und fliegenden Schweinchen, die in Finnland erfunden worden waren.

»Sollten die Schweine nicht eher abschreckend wirken? Moslems mögen doch kein Schweinefleisch«, wunderten sich die Flüchtlingshelfer.

»Neulich kam ein höflicher Perser zum Infopoint«, erzählte Ali weiter, »und fragte mich: ›Wann fährt der Zug nach Island?‹ Ich war vor Lachen beinahe vom Stuhl gefallen. Du, Perser«, regte sich Ali auf, »weißt du überhaupt, wo Island liegt? Wenn du hier in die Unterführung gehst, dann die halbe Erde durch, am Nordpol raus und unten links, da ist Island. Da wächst nichts und summt nichts, da leben auch keine Menschen, nur Elfen im Gestein. Warum, zum Teufel, willst dorthin?«

Das Wort habe ihm gut gefallen, gestand der Perser: »Island« – das Land des Essens.

Die Infopoint-Leute taten allesamt so, als wüssten sie nicht, wo der bessere Teil Europas sei. Aber die Glückssucher glaubten ihnen nicht. Deswegen war um den Infopoint herum eine kriminelle Struktur entstanden, ein alternativer Infopoint: Ganoven, die mit geschultem Blick feststellen konnten, wer in der Schlange Geld hatte, denn viele Glückssucher waren nicht mit leeren Händen auf die Reise gegangen. Der alternative Infopoint flüsterte den Reichen ein, die Ehrenamtlichen von der Flüchtlingshilfe hätten den falschen Globus und falsche Karten, um den Zug

in ein besseres Europa geheim zu halten. Der alternative Infopoint wisse aber Bescheid und könne für tausend Euro in bar seine geheimen Kenntnisse weitergeben. Viele gingen zu einer Western-Union-Filiale, um Geld aus Libyen oder Syrien zu empfangen, scheiterten jedoch beim Ausfüllen des Formulars. Man musste dort nämlich seine libysche beziehungsweise syrische Postleitzahl eintragen, die sie nicht kannten, weil sie vielleicht nie Post bekommen hatten.

Manche waren erschöpft von der Glückssuche und gaben auf. »Zum Teufel mit dem besseren Europa, wir bleiben erst mal hier«, sagten sie.

Eine Freundin von mir hat in München einer Familie aus Syrien bei sich zu Hause Asyl gewährt, einem Mann mit Frau und fünf Kindern. Der Mann hat ihr in einem vertraulichen Gespräch gestanden, er wisse, dass es kein besseres Europa gäbe, nur dieses hier. In Damaskus war er Stofffabrikant gewesen, nun wartete er, bis der Krieg zu Ende war, und wollte dann nichts wie weg – zurück in die Heimat.

Doch die meisten gaben nicht auf. Während die Männer Glücksstrecken auskundschafteten, spazierten die Frauen am Bahnhof hin und her und inspizierten die Geschäfte. Bis auf die Nase in Tücher gewickelt, blieben sie am liebsten vor den Kosmetikgeschäften stehen und betrachteten tausend Lippenstifte und Au-

gentuschen in den verschiedensten Farben. Ihre Nasen leuchteten. So mussten die Menschen im besseren Europa aussehen: wie die Models in der Kosmetikwerbung. Und wer weiß, vielleicht waren solche Träume gar nicht schlecht:

Einmal hatte sich in meiner Heimatstadt Moskau eine Selbstmordattentäterin der Polizei gestellt. Sie trug eine Bombe bei sich, zündete sie aber nicht. Bei ihrer Befragung gab sie zu Protokoll, sie sei auf dem Weg in den Tod an einem großen Schaufenster mit Brautkleidern vorbeigekommen und habe sich überlegt, wenn sie die Bombe jetzt zünde, würde sie nie im Leben ein so schönes Kleid tragen. Manchmal können also ein bisschen Romantik und Eitelkeit Leben retten.

Die Zugereisten froren am Bahnhof. Die Frage, wann endlich der richtige Zug in das bessere Europa kam, blieb ungeklärt. Die Einheimischen, die an den Zugereisten vorbeigingen, wussten: Es gab kein besseres Europa außerhalb von diesem hier. Das bessere Land war immer das, welches wir dazu machten. Unsere Gegenwart ist die Produktionsstätte der Zukunft. Nur das, was wir heute tun, wird morgen die Zukunft sein.

Sie hatten lange gesucht und doch nichts Gescheites gefunden, also reisten die Völker der Welt schließlich nach Deutschland. Sie sind gefahren, geschwommen und zu Fuß gelaufen, über natürliche Hürden

und künstliche Staatsgrenzen. Sie haben sich über jedes Land wie ein orientalischer Teppich ausgebreitet, und sie waren auf einmal überall. Auf meinen Lesereisen durch unzählige Dörfer und Kleinstädte Deutschlands sagte ich nicht mehr wie früher »Wie geht's?« zur Begrüßung, sondern: »Wie geht's den Syrern?« Die Neuankömmlinge, egal woher sie kamen, wurden in Deutschland allgemein als »Syrer« bezeichnet. Jedes kleine verschlafene Nest machten sie zum Spielort der Weltpolitik. Flüchtlinge waren die Newsmaker der neuen Zeit.

Wer waren sie wirklich? Wahrscheinlich waren es am Anfang tatsächlich syrische Familien, die sich auf den weiten Weg gemacht hatten. Ihr Land wurde von einem Dutzend anderer Länder zerbombt, es musste ein diktatorisches Regime, zwölf Geheimdienste und mehrere radikale religiöse Sekten ertragen, die alle bis an die Zähne bewaffnet waren. Die Anzahl der Kriege, die in Syrien gleichzeitig geführt wurden, war selbst für die Einheimischen unübersichtlich geworden. Letzten Endes war es gar nicht so wichtig, wer gegen wen kämpfte. Die Friedliebenden, die Unbewaffneten gingen wie immer als Erste drauf. Alle, die laufen konnten und keine Lust auf Krieg hatten, nahmen ihre Kinder und gingen los – auf der Suche nach einer besseren, zumindest einer sichereren Welt.

Die anderen Völker, die Libyer und Afghanen, die Iraker, Pakistani, Äthiopier, Algerier und Jemeniten, alle schauten ihnen hinterher. Wo wollen denn die Syrer hin? Die Syrer sagten es nicht, vor allem, weil sie es selbst nicht wussten. Geheimtipp!, dachten die anderen: Die Syrer wissen irgendetwas und sagen es nicht weiter. Vielleicht kennen sie ein Land, in dem die Sonne immer scheint, die Menschen immer freundlich und nett zueinander sind und wo einem die Gurken ins Maul wachsen. »Wir lassen die Syrer nicht einfach so wegziehen, wir kommen mit!«, sagten die Völker der Welt und liefen den Syrern hinterher.

Nach einer Weile landeten sie alle hier, ausgerechnet in Deutschland, einem Land der Ordnung und des Fleißes. Die Deutschen schauten ziemlich komisch aus der Wäsche, als der unerwartete Besuch da war. Die ganze Welt war plötzlich hier zu Gast und das, ohne anzuklopfen. Das letzte Mal hatten sie die ganze Welt zehn Jahre zuvor zu Gast gehabt, bei der Fußballweltmeisterschaft 2006, die unter dem Motto »Die Welt zu Gast bei Freunden« stattgefunden hatte. Schon damals hatten nicht alle Einheimischen diesen Slogan verstanden. Wer sollten diese geheimnisvollen Freunde sein, bei denen die ganze Welt zu Gast war? Damals war allerdings allen klar, die Welt würde nur für kurze Zeit hier vorbeischaun, sich ein wenig amüsieren, ein paar

Bierchen trinken, die Gastgeber materiell entlohnen und sich dann wieder verabschieden. Bei der Fußball-WM ging es mehr um eine oberflächliche Bekanntschaft mit der Welt, nicht um eine Pflicht-Freundschaft.

Diesmal sah die Welt, die kam, auch ganz anders aus. Es waren unrasierte Männer mit müden Gesichtern, Jugendliche mit Bärten, Frauen in Kopftüchern, Kinder mit traurigen Augen. Begrüßen oder abschrecken? Die öffentliche Meinung teilte sich. Die einen begrüßten die Ankömmlinge am Bahnhof und brachten ihnen ihre alten Decken, die anderen zündeten die Flüchtlingsunterkünfte an und demonstrierten gegen die Fremden. Die einen sagten, wir dürfen nicht zu gastfreundlich sein, sonst kommt auch noch die andere Hälfte der Welt zu uns und untergräbt Deutschland. Die anderen sagten: Nur wenn wir den anderen helfen, können wir als Gesellschaft bestehen. Jedes Menschenleben ist gleich viel wert, niemand darf draußen in der Kälte bleiben.

Schnell wurden die »Syrer« zum festen Bestandteil deutscher Politik, zu einem gewichtigen Argument in den Gesprächen über die Zukunft der Städte und Gemeinden, zum Alltagsthema in Kneipen und an Küchentischen. Für Jugendliche wurden die Flüchtlingsunterkünfte zu einer interessanten Alternative für das

Freiwillige Soziale Jahr. Wer keine Lust auf Altersheim oder Kindergarten hatte, konnte Flüchtlingen helfen.

»Na, was machen die Syrer?«, fragte ich meinen Sohn, wenn er von der Schule nach Hause kam. In der Schule meines Sohnes, einem Sprachgymnasium mit Latein als Schwerpunkt, lebten die Syrer in der Turnhalle. Deswegen fiel für alle Klassen ein Jahr lang der Sportunterricht aus. Alle freuten sich und spielten lieber am Freitagabend hinter der Turnhalle Bierball. Bierball ist eine in Mode gekommene deutsche Sportart, bei der man sehr viel Bier trinken und mit Flaschen auf Flaschen werfen muss. Die jungen Syrer aus der Turnhalle spielten erstaunlicherweise mit, obwohl sie doch Moslems waren.

»Dürfen Moslems Bier?«, fragten die neugierigen Schüler.

»Kommt darauf an«, antworteten die jungen Syrer ausweichend. Sie haben sich tapfer geschlagen, konnten sich gut auf Englisch verständigen und wurden später von den älteren Syrern aus der Turnhalle erwischt und verdroschen.

Für mich als Geschichtensammler waren die Syrer eine große Bereicherung. Auf einmal lieferten mir die Kleinstädte und Dörfer, in denen früher nie etwas los gewesen war, tolle Geschichten. Wie beispielsweise diese hier aus einer Stadt in Ostwestfalen. Dort wollte

der CDU-Bürgermeister die von der Schließung bedrohte alte Oberschule nicht aufgeben, auf jeden Fall nicht so schnell. Er war konservativ und mochte keine Veränderungen. Der Bürgermeister war früher Oberst bei der Bundeswehr gewesen, er rasierte sich die Haare gerne kurz, trug Tarnanzüge und war Vorsitzender im Schützen- und Reservistenverein. Die alte Schule hatte schon lange kurz vor dem Aus gestanden, die Stadt schrumpfte, es gab nicht genug Kinder für zwei Schulen. In der neuen, modernen waren die Klassen nur halb voll, in der alten halb leer. Jedem war klar, früher oder später musste die alte Schule geschlossen werden. Ja, sagte der Bürgermeister, aber nicht jetzt.

Dann kamen die Syrer. Die letzten zwei Dutzend Schüler wurden sofort in die neue Schule verlegt, und aus den Klassenräumen des alten Gebäudes wurden Flüchtlingsunterkünfte. Am Wochenende beschloss der Bürgermeister, den Syrern einen Besuch abzustatten, um nach dem Rechten zu schauen und zu kucken, ob die Neuankömmlinge mit ihrem Alltag klarkamen. Er piff seine Freunde aus dem Reservistenverein zusammen, und gemeinsam gingen sie zu der alten Schule, die sich etwas außerhalb des Zentrums befand, wobei sie eine Abkürzung übers Feld nahmen.

Die Syrer saßen gerade auf dem Hof, wo die Herbstsonne den geflüchteten Südländern ihre letzte Wärme

spendete. Plötzlich sahen sie, wie mehrere Männer in Tarnanzügen aus allen Richtungen ihren Hof umzingelten. Vorneweg der Bürgermeister: »Na, alles klar?« Die kriegserprobten Syrer fielen sofort auf den Boden, Gesicht nach unten, Hände hinter dem Kopf, eine hochschwängere Frau bekam Wehen. Der Bürgermeister rief im Krankenhaus an, aber die Hilfe kam zu spät, der Reservistenverein musste in einem Akt der Solidarität kollektiv die Hebamme ersetzen. Die Ortszeitung erschien am nächsten Tag mit der skandalösen Überschrift: »Bürgermeister bekommt syrisches Kind.«

Eine andere bemerkenswerte Geschichte ereignete sich in Franken: »Das war ein schöner Überfall!«, freute sich dort ein Buchhändler. »Die Syrer haben mich gerettet. Bereits vor Weihnachten hab ich sage und schreibe dreihundert deutsche Lehrbücher verkauft, dazu Hefte, Stifte und Kugelschreiber. Sie müssen ja alle Deutsch lernen, Erwachsene wie Kinder. Sie haben Lust, die Sprache zu lernen, und sie bekommen das ganze Lernzeug erstattet.«

Die Syrer waren in der Stadt in einem verlassenen Kloster einquartiert worden, dicke Mauern, saubere Böden. Wir gingen mit dem Buchhändler durch die Stadt, es war Sonntag, alles wirkte wie ausgestorben. Oben in den Bergen lag Schnee, unten nieselte ein kalter Regen. Und plötzlich sah ich sie. Die Syrer

drückten sich an die Wände der geschlossenen Stadtbibliothek, sie klebten mit ihren Händen buchstäblich an der Hausmauer, als wollten sie die Bibliothek umarmen. So etwas hatte ich noch nie in meinem Leben gesehen.

»Warum umarmen die Syrer die Stadtbibliothek, noch dazu an einem Tag, wo sie geschlossen ist?«, fragte ich vorsichtig den Buchhändler. »Ist das die Lust, die deutsche Sprache zu lernen, die sie so verrückt macht?«

Der Buchhändler lachte. »Natürlich nicht«, meinte er. »Die Bibliothek ist das einzige Haus mit WLAN, bei dem das Signal durch die Wände geht. Wenn du dein Handy ganz fest an die Hausfassade presst, hast du Internet. Und die Syrer leben im Internet, es ist ihre einzige Verbindung nach draußen, zur Heimat.«

Wir gingen an der umarmten Bibliothek vorbei. Sollte die Menschheit dem Internet irgendwann ein Denkmal setzen, stelle ich es mir genau so vor.

Auch mein Freund Norbert hat seine ganz persönliche Syrer-Geschichte erlebt. Norbert hat den tollsten Musikclub in ganz Hessen. Das finde nicht nur ich: Er wurde vor Kurzem sogar in einem bundesweiten Wettbewerb für die beste Musikeinrichtung ausgezeichnet. Der einzige Haken dabei: Sein Club befindet sich in einem leer stehenden Haus mitten in der Stadt, einer

Ruine aus den Siebzigerjahren, sechs Stockwerke hoch mit kleinen Fenstern, die wie Schießscharten aussehen. Ein Haus aus der Nachkriegszeit, ein Kind des Kalten Krieges – die Angst vor einer neuen Auseinandersetzung ist ihm quasi in die Fassade geschrieben. Lange Zeit fand sich kein Investor für das Haus. Irgendwann wurde es schließlich an eine Wohnbaugesellschaft übertragen, die mit dem Haus das Beste vorhatte: Sofort plattmachen und an seiner Stelle etwas Moderneres bauen.

Der Club im Erdgeschoss, der angeblich beste Musikclub Hessens, wehrte sich gegen diese Pläne. Der Kampf lief nach dem Drehbuch eines Mafiakrieges. Zuerst kamen die Feuerwehrmänner in den Club, stellten erhebliche Mängel beim Brandschutz fest und monierten fehlende Fluchtwege: Der Club hätte durch die notwendigen Umbauten die Hälfte aller Plätze eingebüßt. Mein Freund beschwerte sich beim Bürgermeister.

»Das geht so nicht!«, sagte er. »Die Feuerwehr wird benutzt, um uns rauszumobben. Die Wohnbaugesellschaft glaubt wohl, sie sei die Cosa Nostra, aber sie haben sich geirrt. Wir gehen nicht!«

Die Cosa Nostra atmete tief durch und brachte ein neues, zeitgemäßes Argument ins Spiel: die Syrer. In dem leer stehenden Haus sollten Flüchtlinge einquar-

tiert werden. Als Kriegsgeschädigte durfte keine laute Musik in ihrer Nähe gespielt werden, denn alles über 90 Dezibel könnte bei ihnen zu traumatischen Psychosen führen, wie ein mafianaher Psychiater bestätigte. »Drehen Sie die Bässe ab!«, verlangte die Cosa Nostra und rieb sich schon die Hände. Sie wusste genau, dass moderne Musik ohne Bässe nicht möglich war.

Der Club gab jedoch nicht klein bei. Die Jungs suchten und fanden eine bessere Unterkunft für die Flüchtlinge in der Nähe der Stadtgrenze in der Natur, wo man keine Bässe und keine Höhen, sondern nur das Zwitschern der Vögel und Bellen der Hunde hören würde. Dort wurden die Flüchtlinge einquartiert. Sie kamen jetzt zu den Konzerten in den Club. Anscheinend zogen Bässe gerade Kriegsgeschädigte an.

In unserem brandenburgischen Dorf hatte man keine Flüchtlinge erwartet. Es gibt bei uns keine Schule, keine Integrationsmöglichkeit, es gibt nicht einmal eine Gaststätte oder Bäckerei. Es gibt gar nichts. Nur eine alte Kirche, die immer geschlossen ist, einen Friedhof und die freiwillige Feuerwehr. Der nächste Supermarkt befindet sich fünf Kilometer entfernt in einer Kleinstadt, in der bereits zwei Demos gegen die Flüchtlinge stattgefunden hatten.

»Wir können keine Syrer aufnehmen«, argumentierten die Bürger. »Wir haben nur einen Supermarkt für

drei Dörfer. Wenn die Syrer kommen, essen sie uns den leer.«

Einige hatten auch Angst um ihre Kinder, die sich erschrecken könnten, wenn sie jeden Tag an Flüchtlingen vorbeigingen.

In unserem kleinen Dorf standen jedoch zwei Wohnungen leer, und als der Bürgermeister wie befohlen den Leerstand meldete, hatten wir, zack, Syrer im Dorf. Wir mussten sie selbst vom Bahnhof abholen. Es sollte eine typische syrische Familie sein – oder zwei: ein Mann, zwei Frauen, fünf Kinder, und keiner von ihnen verstand irgendeine Sprache außer Arabisch. In unserem Dorf konnte keiner Arabisch.

»Wie sollen sie hier leben? Sie schaffen es nicht einmal bis zum Supermarkt«, meinte Elke, eine Nachbarin von mir.

»Ach komm, Oma«, sagte ihr Mann Günther. »Sie haben es durch die halbe Welt hierher geschafft, also schaffen sie auch die letzten fünf Kilometer bis zum Netto.«

Das Oberhaupt der Syrer war nach dem langen Weg offensichtlich etwas verwirrt und checkte gar nichts mehr. Wir unterhielten uns per Google-Übersetzer, der mit strenger weiblicher Stimme zu uns sprach. Das Ganze funktionierte so: Wir gingen zur Kirche, weil nur dort der Empfang gut war, und der Syrer zischte

irgendetwas auf Arabisch ins Handy, woraufhin die strenge Stimme es uns auf Deutsch mitteilte: Als Erstes ließ er uns wissen, ihm gefalle es hier bei uns in Brandenburg ganz gut. Das hat uns alle verblüfft. Unser Dorf hatte ja, wie gesagt, keine Sehenswürdigkeiten zu bieten, und der Mann war gerade einmal zwei Stunden da.

»Was genau hat ihm denn gefallen? Kannst du bitte nachhaken?«, bat mich Elke und schaute sich um.

Was genau ihm in Brandenburg gefiel, konnten wir nicht herauskriegen, denn das Internet machte sogar auf dem Kirchplatz alle drei Minuten schlapp.

Die Syrer hatten kein Geld. Wir riefen beim zuständigen Sozialamt in der Bezirkshauptstadt an: »Tagchen, die Syrer sind da. Sie haben allerdings kein Geld, dabei müssten sie doch irgendetwas von Ihnen bekommen.«

»Wat für Syrer?«, fragte das Amt. »Hier kann keiner Arabisch. Wat soll'n wir mit Syrern und überhaupt: Sie rufen außerhalb der Sprechzeiten an, ick darf gar nich mit Ihnen reden. Rufen Sie uns an Dienstagen und Donnerstagen zwischen 9.00 und 12.00 Uhr an, und wir machen einen Termin mit den Syrern aus. Aber nur wenn jemand dabei ist, der Arabisch spricht«, sagte das Amt und legte auf.

Also spendete Matthias, unser Dorfältester, dem Sy-